

*Der Missionar in der neuen Zeit, dargestellt am Beispiel Afrikas**

Von Franz Gypkens PA, Frankfurt/Main

Der Begriff „heutige Zeit“ verlangt einiges Nachdenken. Wenn Sie auf die Nachrichten in Presse und Rundfunk achten, bemerken Sie, die heutige Führungsschicht in Politik und Wirtschaft wagt keine weittragenden Entschlüsse. Man sucht nur einstweilige Lösungen, weil man nicht sicher ist, wie die Welt in 10 oder 20 Jahren aussehen wird, und sich darum nicht gerne festlegt für die Zukunft. Es ist für uns ein Fingerzeig, daß wir in einer Übergangszeit leben, die nicht einfach in ruhigem Fluß ist wie manches frühere Jahrhundert, sondern sehr plötzliche Übergänge und Überraschungen bringt. In einer solchen Zeit ist der Mensch geneigt, rückwärts zu schauen in die Geschichte, um vielleicht Parallelen zu finden. Es wiederholt sich zwar nichts in der Geschichte, aber es gibt doch gewisse lehrreiche Parallelen.

Eine Zeit der Geschichte — soweit wir Geschichte überblicken können — bietet sich ganz deutlich als Parallele an, nämlich die Völkerwanderung. Damals prallten zwei Mächte aufeinander, jede ungeheuer groß, aber zwei Mächte, die ganz verschiedener Natur waren. Man wird immer wieder erinnert an die Gladiatorenkämpfe der Römer, deren pikante Seite darin bestand, daß sie die Kämpfer ungleich bewaffnet haben. Diese zwei Mächte waren: Der hochzivilisierte Raum des Mittelmeeres und die jungen Barbarenvölker. Der Mittelmeerraum hatte eine Zivilisationshöhe erreicht, von der wir uns heute selten einen klaren Begriff machen. Was Verwaltungstechnik, Nachrichtenwesen, militärische Strategie, Sachkultur und Technik anging, waren sie so hoch, daß nach dem Untergang des Römerreiches diese Höhe erst wieder zu Beginn der Neuzeit erreicht und erst in der Neuesten Zeit überflügelt wurde.

In diesen Raum drangen Völker ein, die in vielem primitiv waren, aber noch urgesundes Blut hatten. Ein Teil dieser Völker ist in dem zivilisierten Raum zugrundegegangen, weil sie den plötzlichen Übergang vom einfachen Leben zur Hochzivilisation nicht verarbeiten konnten. Besser ging es den anderen Völkern, die einfach gegen die Grenzen aufprallten, in etwa zurückflossen und dann zur Ruhe kamen, und zwar im deutschen, im französischen Raum, zum Teil auch auf dem Balkan. Diese Völker bekamen die Zivilisationsgüter des Mittelmeerraumes in kleinen Dosen, so daß sie sie verarbeiten konnten. Sie bekamen die Zivilisationsgüter teils über die politischen und militärischen Berater, die es an jedem kleinen Herzogshof gab, zum Teil über die Lehrer, die man sich als Kriegsge-

* Das vorliegende Referat wurde auf der Mitgliederversammlung des Katholischen Missionsrates am 10. Juni 1964 in Vallendar/Rhein gehalten.

fangene zu diesem Zweck geholt hatte, dann über die Kaufleute und ganz besonders über die Missionare.

Diese Barbarenvölker hatten damals einen großen Vorteil: der Mittelmeerraum war weltanschaulich geeint. Nicht als ob schon alle Christen gewesen wären, aber die maßgebende Schicht war christlich. Und nicht als ob diese Christen sittlich sehr hoch gestanden hätten, aber in ihrem Glauben waren sie noch sehr klar. So konnte es geschehen, daß die eindringende Zivilisation das primitive Weltbild der Barbarenstämme zwar überrannte, aber zugleich ein neues Weltbild brachte, das mit den Zivilisationsgütern verbunden war. Nur dadurch war es möglich, daß sehr früh — heute wissen wir „zu früh“ — ein Mann, ein Genie, wie es die Menschheit vielleicht alle 1000 Jahre einmal bekommt, nämlich Karl der Große, es fertigbrachte, aus den drei Elementen: Mittelmeerzivilisation, germanisches Blut und christliche Religion eine Einheit zu schaffen; das war der Beginn des Abendlandes. Es war in vieler Hinsicht zu früh, seine Nachfolger waren geistig nicht auf seiner Höhe, und es gab einen grauenhaften Rückfall, die härtesten Jahrhunderte, die Europa bis jetzt erlebt hat, die zwei Jahrhunderte nach Karl dem Großen. Aber es stellte sich heraus, daß in diesem brodelnden Chaos, in dem die Völker entsetzlich gelitten haben, und in dem Grausamkeiten vorkamen, denen gegenüber all die Grausamkeiten im heutigen Kongo Kinderspiel sind, — das müssen wir Europäer auch einmal wissen — Kräfte enthalten waren, die sich dann endgültig nach 200 Jahren herauskristallisierten mit dem Beginn der Hochkultur des christlichen Mittelalters.

Heute passiert nun etwas, was wir als Parallele dazu bezeichnen könnten. Auf den hoch technisierten Zivilisationsraum Europa und Amerika prallt die farbige Welt, junges Blut. Das Wort „junges Blut“ leuchtet ein, wenn man von Afrika und Ozeanien spricht. Man ist versucht, ein Fragezeichen zu machen, wenn man von Asien spricht, weil die asiatischen Kulturen durchschnittlich 2000 Jahre älter sind als die unsere. Aber das waren andere Kulturen, die die Menschennatur nicht so tief faßten und darum ihre Urgesundheit nicht so sehr angriffen. Gemessen an dem Zivilisationsraum Europa und Amerika sind diese Völker erstaunlich jung geblieben. So stimmt die Parallele auch in etwa für Asien.

Einen Vorgang wie den Einbruch der Barbarenvölker in den Mittelmeerraum haben wir bis jetzt nicht erlebt, nämlich daß farbige Völker in den Raum Europa eingebrochen wären. Es ist nicht ausgeschlossen, daß so etwas geschieht, im Augenblick sieht es nicht so aus. Das erspart uns ungeheure Zerstörungen und viel Leid. Aber wir erleben einen anderen Vorgang, nämlich daß eine gewisse, zahlenmäßig beschränkte Eliteschicht aus diesen Völkern zu uns kommt, um bei uns zivilisatorisch geformt zu werden und dann zurückzugehen, um Führungsaufgaben in der eigenen

Heimat zu übernehmen. Dieser Vorgang ist kleiner, kann übersehen werden und könnte gelingen. Soll er gelingen, dann müssen auf beiden Seiten gewisse Vorurteile abgebaut werden. Hier beginnt schon das Thema praktisch zu werden: der Missionar in der heutigen Zeit. Es spielt sich ein Stück Missionsarbeit hier bei uns ab.

Wenn ich sage, es müssen von beiden Seiten Ressentiments abgebaut werden, dann meinen wir auf Seiten der Farbigen das tiefe Mißtrauen, das sie aus der Kolonialzeit mitgebracht haben. Einem Menschen, der seinem Lehrer mißtraut, kann man nicht helfen. Der Kolonialkomplex ist so groß, daß wir uns meistens keine Rechenschaft darüber geben, was da noch alles vorhanden ist. Sie können in ihrem äußeren Gehaben sehr freundlich sein, können rührende Dankesworte aussprechen, und in Wirklichkeit denken sie bei den größten Wohltaten, die sie bekommen, instinktiv: „Was steckt dahinter, was will man mit uns.“ In einem Freiheitsrausch, der ganz tief sitzt, wehren sie sich gegen jede Beeinflussung und wollen doch soviel wie möglich lernen, was zusammen schlecht geht. Aber vielleicht noch wichtiger ist es, daß geistig von unserer Seite etwas abgebaut wird, nämlich die Arroganz des weißen Mannes, die wir alle viel mehr in uns tragen, als wir uns bewußt sind. Mir ist es bei einer Werbung für schwarze Studenten passiert, daß ein deutscher Universitätsprofessor und Arzt mir schrieb: „Ich bin weder Katholik noch Christ, aber ich halte die Kirche für das größte Bollwerk gegen den Bolschewismus. Darum berührt es mich immer peinlich, wenn ein Priester sich blamiert. Lassen Sie sich in aller Freundschaft sagen, die Afrikaner haben weniger Gehirnmasse und können deshalb nicht zivilisiert werden.“ Das darf ein deutscher Professor schreiben. Wenn es ein Einzelfall wäre, hätte ich gar kein Recht, so etwas zu zitieren. Aber einen ähnlichen Jargon finde ich in vielen Briefen. Auch in unseren eigenen Reihen ist es ähnlich, viele von uns haben noch etwas von dem Überlegenheitsgefühl in sich, weil wir so leicht verwechseln: Kultur, menschliche Höhe und andererseits Zivilisation. Ob ein Mensch mit den Fingern ißt oder mit Messer und Gabel, ist einfach eine Frage der Konvention, vielleicht auch der Hygiene, hat aber mit Kultur nichts zu tun; ob ein Mensch ißt oder frißt, ist eine Kulturfrage. Man findet beide Kategorien bei Farbigen und bei Weißen.

Vor 2 Jahren war eine Kommission aus Ghana in Deutschland, und zwar die staatliche Jugendförderung, um deutsche Jugendbewegung, Jugendgesetzgebung und Jugendbetreuung zu studieren. Ich hatte Gelegenheit, sie zu sprechen, bevor sie wieder abreisten, und fragte sie, welche Eindrücke sie hätten. Sie waren voll des Lobes, bis ich sagte: „Ihr braucht mir ja nichts vorzumachen, sagt mir mal wirklich, was Ihr denkt!“ Da wurden sie vorsichtiger, und einer faßte ihre Gedanken zusammen: „Was wir bei Ihnen gefunden haben, paßt natürlich nicht für uns.“ Ich habe ihn ge-

fragt: „Warum nicht?“ Da kam das für uns sehr kritische Wort: „Weil in Deutschland die Jugend zu wenig Ehrfurcht hat.“ Ehrfurcht ist ein Kulturelement und spricht von der Höhe des Menschentums. Sie haben bei uns zu wenig Ehrfurcht gefunden. Ich habe ihn noch um Details gebeten, da sagte er: „Wir halten darauf, daß der Vierzehnjährige weiß, daß er mit dem Achtzehnjährigen nicht wie mit seinesgleichen umzugehen hat und der Achtzehnjährige mit dem Dreißigjährigen nicht.“ Wenn wir das jetzt einmal selber kontrollieren, dann sehen wir schon, daß sie mit einem gewissen Recht sagen: „Mangel an Ehrfurcht.“ Also wir sind nicht einfach menschlich überlegen. Ein anderes Beispiel: Wir haben uns daran gewöhnt, von der Rolle der Frau in der farbigen Welt zu sprechen und zu sagen: „Die Frau wird dort nicht ihrer Menschenwürde entsprechend behandelt.“ Geben wir uns eigentlich Rechenschaft darüber, wie jung die heutige Gleichberechtigung der Frau bei uns ist? Ich erinnere mich aus meiner Gymnasialzeit, daß uns unsere Lehrer erzählt haben, und zwar mit dem Unterton des Komischen, daß jetzt sogar Mädchen an den Universitäten zugelassen würden. Es wurde uns so erzählt, daß wir schallend gelacht haben und uns immer dachten, was müssen das für Schrullen sein. Das ist noch nicht lange her, und dann reden wir mit einer Überheblichkeit sondergleichen über die gedrückte Stellung der Frau in der farbigen Welt! Wir sollten den Mund nicht ganz so voll nehmen.

Erst wenn wir einmal wissen, daß wir bei den Farbigen unter Umständen gleich hoch entwickeltes Menschentum, vielleicht sogar menschliche Werte vorfinden, die bei uns inzwischen wieder verschüttet sind, erst dann sind wir unbefangen genug, mit ihnen umzugehen, ihr Mißtrauen zu überwinden und dann auch nicht nur eine zivilisatorische, sondern auch eine missionarische Aufgabe an ihnen zu vollziehen. Diese Aufgabe kann zwar nicht hundertprozentig, aber zum großen Teil gelingen, nämlich daß wir die bei uns anwesende Schicht der Farbigen richtig formen, um sie als wirkliche Führer ihren Völkern zurückzugeben, doch würde das nicht genügen, um aus dem Aufprall der zwei Mächte etwas Gutes entstehen zu lassen! Denn wenn sie zurückkommen, haben sie den Klotz der farbigen Masse am Bein, und sie könnten sich dagegen nicht durchsetzen, wenn wir nicht inzwischen auch eine zweite Aufgabe in diesen Ländern selbst erfüllen.

Diese Aufgabe, die von der Entwicklungshilfe angefaßt wird, muß von ganz verschiedenen Menschen gelöst werden. Da sind zunächst die Diplomaten. In jedem jungen Staat sind ungefähr alle europäischen und amerikanischen Staaten diplomatisch vertreten mit dem ganzen Stab, der zu einer Botschaft gehört. Es sind nicht nur Menschen, die einen Lebensstil vorleben, es sind auch Leute mit Ideen und mit gewissen Geldmitteln. Sie sind ein nicht zu unterschätzendes Element, das unsere Zivilisation dorthin trägt. Weiter kommt der Kaufmann und der Industrielle mit den

Ingenieuren und Facharbeitern, die die Industrie dort aufbauen. Es kommen die Lehrer aller Rangstufen von der Volksschule bis zum Universitätsprofessor; es kommt die Touristik mit Menschen, die ins Gespräch kommen, und schließlich der Missionar.

Hier beginnt der einschneidendste Unterschied zwischen der Zeit der Völkerwanderung und unserer Zeit. Zunächst handelte es sich damals um das Ereignis eines Kontinents und heute um ein Ereignis unseres Planeten. Aber das wäre gar nicht so entscheidend. Entscheidend ist, daß heute der zivilisierte Raum weltanschaulich nicht mehr geeint ist. Wir Christen sind gespalten, eine Tatsache, an die wir uns einigermaßen gewöhnt haben, an die die farbigen Völker aber nicht gewöhnt sind. Sie nehmen es mit Erstaunen zur Kenntnis und sehen in den verschiedenen Gruppen nicht Christen, geeint wenigstens in Christus, sondern verschiedene Religionen, die aus derselben abendländischen Welt kommen. Dann dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben: Unser Raum ist noch viel mehr gespalten. Wir haben das Extrem des kämpfenden Gottlosentums. Und wir haben dazwischen all die Menschen, die — ohne bewußt anti-göttlich zu sein — die Religion nicht mehr als einen lebensgestaltenden Faktor betrachten. Religion ist ihnen gleichgültig. Sie machen einen ganz großen Teil unseres Kulturraumes aus.

Es kommt hinzu, daß wir nicht nur gespalten sind, sondern in einer sehr tiefgreifenden geistigen Krise stehen. Wir sind den Naturgeheimnissen auf die Spur gekommen durch die ungeheuren Fortschritte der Naturwissenschaft und haben durch die Auswertung dieser Kenntnisse einen ganz neuen Lebensstil geschaffen. Uns Christen ist nicht gelungen, eine neue Mystik „des Diesseits“ hervorzubringen, das heißt eine Art, das gegenwärtige Leben mit seiner Beschäftigung mit der Materie so christlich zu deuten, daß es den Massen einleuchtet. In die geistige Lücke, die dadurch entsteht, ist der Bolschewismus eingedrungen und bietet eine Quasi-Mystik. Deshalb das Eigenartige in dieser Bewegung, es ist nicht die Politik, es ist nicht die Wirtschaft, was die Massen fasziniert, sondern die Diesseitsmystik.

In dieser Krise stehen wir in dem Augenblick, in dem wir Zivilisations-träger in der farbigen Welt werden. Damit tritt in der farbigen Welt eine große Gefahr auf. Jede Zivilisation wirkt als Aufklärung, ob wir wollen oder nicht. Die eigene Weltanschauung, die die farbigen Menschen von Haus aus hatten, war überall religiös. Sie war sehr einfach. Sie hatten einen primitiven Glauben, aber es war ein lebendiger Glaube, wahrscheinlich lebendiger als bei den meisten Christen, einfach deshalb, weil jene auf Schritt und Tritt Geheimnisse sahen. Sie konnten doch nichts erklären, nicht, was eine Wolke ist, nicht, was der Blitz ist, nicht, was eine Quelle ist; überall mußte der geistige Glaubenshintergrund herhalten, um eine Erklärung zu geben. Damit hatten sie auch das Gegenstück

zum Glauben, das Gewissen, die Antenne, um den Spruch der übermenschlichen Mächte aufzufangen. Sie hatten zwar ein einfaches Gewissen, aber ein wacheres als der Durchschnittschrist — wieder, weil sie auf Schritt und Tritt auf Geheimnisse stießen und Angst hatten. Die Angst hielt ihr Gewissen dauernd wach. Das Gewissen hat verhindert, daß der einfache, primitive Mensch ein „Wilder“ war. Wilde, d. h. Menschen, die nur triebhaft handeln, wie sie in unserer Vorstellungswelt leben, hat es in Wirklichkeit nicht gegeben. Sie waren gebändigt durch ihr Gewissen. Jetzt kommt die europäische Zivilisation und deutet ihnen ein Geheimnis nach dem andern; gibt eine wissenschaftliche Lösung, und zwar so rasch, daß sie einen geistigen Schock bekommen und in eine Verfassung geraten, als könne man alles lernen. Es stirbt grundsätzlich das Geheimnis, und es entsteht die geistige Verfassung des Halbgebildeten. Damit sterben die Götter, damit stirbt das Gewissen, und wenn wir nicht achtgeben, werden wir morgen tatsächlich Wilde haben, d. h. Menschen ohne Gewissen, aber Wilde mit dem Rüstzeug modernster Technik. Das wäre das Schlimmste, was aus unserer Zeit entstehen könnte.

Dieser Prozeß wird beschleunigt nicht so sehr durch die roten Funktionäre, die man immer wieder als Sündenbock hinstellt für alles, was nicht stimmt auf der Welt. Nur keine Vereinfachung der Sachlage! Im afrikanischen Raum ist bis jetzt der Einfluß des roten Funktionärs nicht groß, und zwar vor allen Dingen deshalb, weil das Menschenbild des Afrikaners noch klar ist und zu deutlich dem Bolschewismus als einem krassen Materialismus widerspricht. Wenn auch der Bolschewist jede Unruhe benützt, um noch mehr Chaos zu schaffen, die afrikanische Seele hat er nicht erobert. Der afrikanische Sozialismus ist wirklich alles andere als Marxismus. Der rote Funktionär ist sogar nicht einmal in dem, was er erreicht hat, die größte Gefahr, denn er setzt an die Stelle des sterbenden Primitivgewissens und der sterbenden Primitivreligion etwas, und sei es auch nur wenig, so ist es doch immer noch mehr als nichts, nämlich die Quasireligion des Bolschewismus, eben die Mystik des Diesseits. Verhängnisvoller ist die Wirkung farbloser Westler, Menschen, die zynisch lächelnd erklären: „Man kann Autofahren und Schießen lernen, ohne die Frage nach Gott zu stellen.“ Die das sagen, reißen nieder und setzen nichts an die Stelle: Es sind die Menschen, die den Prozeß der Enthemmung katastrophal beschleunigen und damit ein geistiges Vakuum schaffen.

Ich will nicht sagen, daß jeder, der in Europa etwas zu sagen hat, ein guter Christ sei, aber er kann doch jedenfalls nicht einfach von heute auf morgen verleugnen, daß hinter ihm eine tausendjährige Gewissensschulung durch das Evangelium steht. Diese Gewissensschulung ist in unsere Reaktionen eingegangen, und eine ganze Menge Dinge, die wir für europäisches Menschentum halten, sind in Wirklichkeit Ergebnis dieser Schu-

lung. Unsere Vorfahren im Heidentum hatten diese Eigenschaften nicht und waren menschlich den Heiden unserer Zeit in der farbigen Welt näher als unserem heutigen Stand an europäischem Menschentum. Ich sage nicht, daß jeder Farbige, der an die Macht kommt und kein Christ ist, ein schlechter Mensch sei, aber was das Primitivgewissen an bändigender Kraft hatte, das kann mit dem primitiven Weltbild weggespült werden. Dann hätten wir den haltlosen Menschen.

Gewisse Dinge haben uns die Gefahr aufgezeigt. Denken wir an Nehru. Wir wollen gar nicht die Größe dieses Mannes antasten, aber dieser Mann hat gelegentlich, wie sein langjähriger Privatsekretär, ein Katholik, ihn aufmerksam machte, daß dieses oder jenes, was er getan hatte, wirklich nicht in Ordnung war, zur Antwort gegeben: „Das ist natürlich nicht in Ordnung, kann ich dafür, daß das nicht in Ordnung ist?“ Die Frage, ob er es denn überhaupt tun dürfe, ist ihm nicht aufgetaucht. Wir können von Glück sagen, daß soviel edle Tradition im Hinduismus war und er deshalb kein Hemmungsloser wurde. Oder denken Sie an das Wort, was der jetzige Generalsekretär der UNO als erstes gesagt hat, als er Generalsekretär wurde: „Wichtiger als die Frage der Ideologien ist die Frage, daß die Völker satt werden.“ Das ist ein furchtbares Wort! Es wurde von einem gesprochen, der nicht Christ ist. Wenn von diesen Leuten eine größere Zahl heranwächst und Führungsaufgaben in den internationalen Gremien bekommt, dann steht uns eine Zeit bevor, wo die Maßnahmen nicht mehr nach göttlichen Gesetzen ausgerichtet werden.

In dieser Zeit hat der Missionar seine besondere Aufgabe. Einerseits soll er das Vakuum füllen, an die Stelle der sterbenden Götter Gott zu setzen, unseren Gott; an die Stelle des sterbenden Primitivgewissens unser christliches Gewissen. Diese Aufgabe ist schwerer geworden. Einmal deshalb, weil die Götter zu rasch sterben. Man kann nur dann damit anfangen, daß man niederreißt, wenn man sofort etwas anderes an die Stelle setzen kann. Der Missionar, der aufbauen will, hat neben sich viele Leute heute aus seiner Heimat, die von den farbigen Menschen unter Umständen ernster genommen werden, weil sie mit handgreiflicheren Dingen kommen, weil sie ihm die Schule bringen, die Wissenschaft, die Technik. Die Missionstruppe ist sehr klein, gemessen an dieser ungeheuren Aufgabe, in möglichst kurzer Zeit das entstehende geistige Vakuum zu füllen.

Ferner hat der heutige Missionar aber auch eine unwahrscheinliche Chance, wie er sie bis jetzt auch noch nie gehabt hat. Der farbige Mensch ist psychisch noch so gesund, daß er das Sterben der Götter und des Gewissens als eine Not empfindet. Er besitzt noch einen geistigen Hunger. Es ist ein sehr großer Unterschied zwischen dem Ungläubigen bei uns und in der farbigen Welt. Der Ungläubige bei uns ist durch einen langsamen

Prozeß ungläubig geworden, deshalb ist er kalt, und das Wort „unruhig ist unser Herz“ trifft auf viele gar nicht mehr zu. Auf den farbigen Menschen trifft es zu und manches von dem, was wir bei heutigen Kämpfen und Grausamkeiten in Afrika als Barbarei empfinden, ist in Wirklichkeit die Offenbarung der seelischen Not von Menschen, denen man die Götter gestohlen hat; eine Haltung, vor der wir Respekt haben müßten. Dieser ungeheure geistige Hunger, diese geistige Not, ist die Chance des heutigen Missionars, die Chance der heutigen Christenheit überhaupt. Wenn wir immer wieder sagen, Mission ist eine Aufgabe der Gesamtkristenheit und ist heute sogar Aufgabe Nr. 1, dann ist das nicht einfach propagandistisch gesagt, weil wir uns durchsetzen wollen, sondern das ist ganz nüchtern gesehen, weil wir nicht wissen, ob der Herrgott uns diese Chance in dieser Größe noch einmal gibt.

Der heutige Missionar steht an entscheidender Stelle in der Welt, entscheidet ein Stück der Zukunft, die der Welt beschieden ist. Um diese Aufgabe zu lösen, muß er sich auf seine Aufgabe besinnen. Er muß wissen, daß er einen anderen Ausgangspunkt hat als früher. Er soll nicht nur Menschen bekehren, er soll die Kirche bringen. Und wir haben ein neues tieferes Kirchenbild. Ob es der letzte Missionar schon begriffen hat, ist eine andere Frage. Wir müssen uns darüber klar sein, was auf dem Konzil im Hintergrund steht. Die Kirche hat die Sendung von Christus, die Welt zu erlösen. Ob das in der Form geschehen muß, daß einmal alle oder fast alle Menschen juristisch zur Kirche gehören, das wissen wir nicht. Wir haben einfach zu arbeiten.

Zu dieser kirchlichen Sendung hinzu kommt geschichtlich eine Aufgabe, die nicht im Missionsauftrag von Christus schon gegeben war, nämlich beim Zusammenbruch der Mittelmeerwelt ein neues Ordnungselement darzustellen. Das ist ein geschichtlicher Auftrag. Er wird heute der Kirche manchmal vorgeworfen. Wir sollten der Kirche danken, daß sie die Aufgabe angefaßt hat, es war ja sonst keiner da. Sie mußte den germanischen Naturmenschen erst beibringen, wie man verwaltet und wie man Kultur schafft. Aber an dieser Aufgabe ist die Kirche auch zu einem Machtfaktor gewachsen, der nicht in ihrer Sendung liegt, sondern geschichtlich geworden ist. Jetzt kommt sie in die große Versuchung, nachdem sie ihr Werk getan hat, diese Machtpositionen mit Gewalt festzuhalten, oder sie nur immer soweit abzugeben, als sie ihr entrissen werden. Ob es in den Diskussionen in Rom soweit kommt, daß man bei einem neuen Kirchenbegriff auch in diesem Punkt Klarheit schafft? Es wäre wichtig, damit der Missionar, der jetzt in den farbigen Ländern neu aufbaut, nicht geschichtliche Komplikationen schafft, die wir bei uns kaum bewältigen. Denken Sie daran, die Kirche hat in Europa das Schulwesen gebracht und großgemacht. Inzwischen ist Schule ein so gewaltiges Objekt geworden, daß es die Kirche gar nicht mehr selbst leisten kann.

Was ein Durchschnittsbürger wissen muß, das können nicht Prälaten feststellen, dafür sind einfach die Fachleute der Regierung da; die Kirche muß bloß dafür sorgen, daß das Christliche nicht unterdrückt wird. Wie es sich auch entwickelt, einmal verlieren wir die Schule als eigene Domäne.

Ähnlich ist es — ich will nicht in die Details gehen — in einer ganzen Reihe von Aufgaben, die geschichtlich geworden sind und nun von den anderen bearbeitet werden. Jetzt kommt aber der Missionar und soll neu aufbauen und steht vor der Frage: „Will ich Kirche bringen, d. h. Sauer-teig sein, so wie es die Urkirche war?“ Sie wurde nie zum Verhandlungspartner des römischen Staates, aus der Synagoge war sie ausgeschlossen, in den Staat nicht aufgenommen, höchstens als Verfolgte sichtbar. Bis die andere geschichtliche Aufgabe kam. Wie soll er es heute machen?

Vor einiger Zeit kam ein Pater zu mir, wollte natürlich Geld haben, kam von Tanganyika, und sagte: „Ich habe dort in mehreren Diözesen die Jugendführung, und ich muß jetzt eine Stange Geld haben, damit ich die Jugendorganisationen rasch so auf die Beine stelle, daß ich sie den internationalen Jugendverbänden anschließen kann. Denn morgen wird die Staatsjugend kommen, und dann wird man wenigstens noch Angst haben, wenn unsere Verbände zu internationalen Verbänden gehören. Und wird sie bestehen lassen.“ Dem habe ich kein Geld gegeben. Ich habe gesagt: „Wollt ihr denn den Keim der Verwicklung jetzt schon wieder neu legen, an dem wir heute noch kranken? Wenn der Kampf kommt, werden die sich nicht darum kümmern, ob eure Verbände an internationale Verbände angeschlossen sind, da waren die afrikanischen Staaten bisher ziemlich unbekümmert, — aber setzt euch doch gerade in eurem Gebiet, bevor die Konflikte kommen und durch eure Position die Gegenseite sich auch versteift, setzt euch doch mit denen zusammen. So wenig der Staat das Recht hat zu sagen, die Jugend gehört mir, so wenig hat die Kirche das Recht zu sagen, die Jugend gehört mir, also setzt euch jetzt, wo sie guten Willen haben, mit ihnen zusammen und sagt: Wir sind alle interessiert, daß die Jugend gesund heranwächst. Wollen wir zusammen suchen, wie wir es am besten machen.“ Ich weiß nicht, ob er es angenommen hat, jedenfalls er ging kopfschüttelnd weg. Oder nehmen wir die andere Frage: Wie die Schule aufgebaut wird. Vor 4 Jahren kam ein ghanesischer Bischof nach Rom zur *visitatio ad limina*, wurde bei der Propaganda gefragt: „Na, wie geht's in Ghana?“ Er sagte: „Gut“; worauf man ihm sagte: „Hören Sie mal, wie können Sie als katholischer Bischof sagen, uns geht's gut, wo uns die Schulen weggenommen worden sind?“ Da hat der Bischof ihnen gesagt: „Wir stehen besser als vorher; wir haben soviel Möglichkeiten des Religionsunterrichtes sogar da, wo wir sie vorher nicht hatten, daß wir mit allen Laienkräfte zusammen sie gar nicht ausnützen können. Und zudem bekommen wir die Schule bezahlt, die wir gar nicht mehr bezah-

len konnten. Ihr habt sie uns ja nicht bezahlt.“ Da sagte man: „Sie sind nach dem Kodex verpflichtet, für die katholischen Schulen zu kämpfen.“ Er darauf: „Jawohl, habe ich auch getan, aber was eine katholische Schule ist, hat der Kodex nicht definiert. Wenn der Religionsunterricht gesichert ist und die Atmosphäre so ist, daß der Religionsunterricht fruchten kann, ist das für mich eine katholische Schule.“ Da bekam er zur Antwort: „Sagen Sie so etwas nur nicht beim Offizium, sonst werden Sie noch exkommuniziert.“ Wir müssen die Sendung der Kirche losgelöst sehen von der Geschichte Europas, und diese Sicht muß sich der Missionar mühsam erarbeiten, sonst schafft er neue Konflikte, die nicht unbedingt sein müssen.

Eine weitere Schwierigkeit, der der heutige Missionar begegnet: Er ist ein Kind seiner Zeit, belastet mit seiner Herkunft. Man meint oft, die Hauptschwierigkeiten des Missionars kämen von außen her, z. B. vom Bolschewismus. Die Hauptschwierigkeit aber trägt er in sich. Es ist leicht zu sagen, was die Missionare anders hätten machen sollen. Der Missionar, der heute an der Arbeit ist, kommt noch aus der Zeit der Kolonisation, wo der weiße Mensch ganz selbstverständlich das Überlegenheitsbewußtsein hatte, und das hat der Missionar auch mitgebracht. Wir merken jetzt schon einen Unterschied zwischen den Missionaren, die in den letzten drei Jahren anfangen und den früheren. Die in den letzten Jahren hinausgingen, die haben nicht viel Kontaktschwierigkeit und nicht viel Schwierigkeit, mit dem farbigen Klerus zusammenzuarbeiten, denn denen ist, vor allem bei uns Deutschen, durch die Erlebnisse der Rassenkämpfe ein gutes Stück Illusion über den weißen Menschen zusammengebrochen. Aber die Älteren haben das mitgebracht, und das saß drin, und mit dieser Illusion haben sie gearbeitet bei aller Liebe und Güte und Hingabe an das Land, aber jetzt kriegen sie die Quittung, indem die junge Schicht der farbigen Völker ihnen vorwirft: ihr habt einen Überlegenheitskomplex, und der Vorwurf ist in etwa berechtigt. Nicht in dem Sinn berechtigt, daß es ihre Sünde war, dafür konnten sie nichts, aber eine Tatsache ist es. Und Tatsache ist es auch, daß man den einen oder anderen älteren Missionar tatsächlich zurückrufen muß, auch wenn er noch arbeitsfähig wäre, weil er von diesem Komplex nicht loskommt. Ich habe gehört wie z. B. hochverdiente und erfahrene Missionsbischöfe Minister geduzt haben, weil sie ihre Schüler waren. Das geht nicht. Das dürfte in Deutschland ein Bischof auch nicht. Wenn andere dabei sind, hat er ihn mit Exzellenz anzureden. Das muß unten auch so sein. Aber gegenüber einer farbigen Haut kriegen sie das oft nicht hin. Diese Symptome finden wir sehr häufig.

Dieser Umstand, daß der Missionar Kind seiner Zeit ist und aus der Kolonialzeit herausgewachsen ist, — selbst wenn er damals seine Schäflein

gegen Kolonialbeamte verteidigen mußte, er nahm doch an deren Komplex teil — wird noch verstärkt dadurch, daß mit der Staatswerdung das nationale Empfinden bis zum nationalen Fieber gesteigert ist. Wir sind jetzt tatsächlich so weit, daß auch die routiniertesten Missionare unsicher werden: Sie fragen sich: „Wie kann ich vermeiden, daß ich jetzt auf einmal zu zurückhaltend bin und dann den Verdacht erwecke, als gönnte ich ihnen die Freiheit nicht und sei schockiert, und dem anderen Extrem, daß ich zu vertraulich bin und nicht weiß, jetzt sind sie mündig.“ Da werden eingeübte Missionare unsicher, weil sie wirklich in einer hoch delikatsten Situation sind. Ganz besonders schwierig wird dieses Zusammenarbeiten mit dem heutigen farbigen Menschen in der Zusammenarbeit mit dem farbigen Confrater. Auf der einen Seite müssen wir uns doch dessen bewußt sein, daß farbige Bischöfe — ich will nicht über Asien urteilen, das weiß ich nicht — nicht einfach dort kamen, wo die Situation reif dafür war, sondern dort, wo man einen Weißen nicht mehr ertragen konnte. Das waren nicht immer die fortgeschrittensten Gebiete. Es kam vor, daß man in einer Diözese mit 10 eingeborenen Priestern einen Bischof auswählen mußte. Man muß schon Glück haben, wenn einer darunter ist, der tatsächlich die Fähigkeiten hat. Es kann dann sein, daß der farbige Bischof da ist und der Diözesanklerus zu 2/3 noch weiß ist. Dann passen sie natürlich auf: „Werden wir jetzt ganz voll genommen?“ Der weiße Missionar soll dem schwarzen Bischof und dem schwarzen Priester beibringen, wie man verwaltet, wie man methodisch Apostolat übt und muß aber doch zu gleicher Zeit von ihnen lernen, wie man — wie Luther sagt — den Leuten aufs Maul schaut, wie man plastisch spricht, von ihnen lernen, wie eigentlich diese Völker empfinden. Eine sehr schwierige Rolle!

Man klagt so oft, daß der farbige Episkopat noch nicht verwalten kann, sie sind fromm, können gut predigen, aber mit Geld können sie nicht umgehen. Das einfachste wäre, sie würden die Geldverwaltung einem Weißen überlassen. Er kam zu mir und wollte Hilfe haben. Ich sagte: „Setzen Sie erst einen Weißen als Finanzverwalter hin. Er hatte mir schon den Mann genannt, dann hat sein schwarzer Klerus revoltiert und gesagt: es ist einfach nicht mehr tragbar, daß in der obersten Behörde ein Weißer sitzt. Der Bischof mußte wieder einen Schwarzen nehmen, das Geld, das ich ihm gegeben hatte, war bald fort. So etwas muß der weiße Missionar mitansehen und darf nicht einfach revoltieren und resignieren und nach Hause gehen. Er muß noch versuchen, mit viel Takt das Beste daraus zu machen, immer mit der Erinnerung daran, daß die ersten germanischen Bischöfe wahrscheinlich nicht besser waren, eher kulturell tiefer standen, die ersten germanischen Priester bestimmt. Das liegt geschichtlich fest. Nur hatten die damals den großen Vorteil der Feudalzeit, und heute sind sie in der Situation der Demokratie, in der sich dann diese Rückständigkeit viel grauenhafter auswirkt.“

Der Traum ist ausgeträumt, daß der Missionar gute Naturkinder formt, die zu ihm als ihrem Vater aufschauen, zu den Schwestern wie zu den Müttern, und daß er in seinen alten Tagen nun herunterschauen kann auf ein Volk, das ihn verehrt und ihm kindlich anhängt. Der Traum ist ausgeträumt. Die Grundtugend des heutigen Missionars, der hinausgeht, ist einmal eine ganz große Demut und zum zweiten die Größe, sich ganz zu verschenken und zugleich auf Dank verzichten zu können. Dann ist er der Missionar, der in die heutige Mission paßt.

Dazu kommt eine Versuchung des heutigen Missionars, der auch nach neuen Methoden Ausschau halten muß. Die Mission war ja nicht einfach ein Rufen in die Wüste hinein. Man hat nach Missionsmitteln gesucht, und das gangbarste Missionsmittel war lange Zeit die Schule. Aber die Schule ist schon zum großen Teil verloren und sie wird immer mehr verloren gehen. Das ist eine Entwicklung, die sich nicht aufhalten läßt. Man fragt sich, was man noch retten kann, aber auf die Dauer muß man sich damit abfinden: Dieser Sektor wird uns bestimmt verloren gehen. Im Moment bietet sich eine andere Aufgabe an, die noch viel zu wenig angefaßt ist und wo wir noch unbelastet eingreifen können, nämlich der Sektor Erwachsenenbildung. Hier wird, wenigstens in Afrika, eine Entscheidung fallen. Es werden derartig viele Schulen gebaut, ausgebaut, gefördert, daß in wenigen Jahren das Bildungsgefälle zwischen der Jugend und der biologisch tragenden Schicht der Erwachsenen so katastrophal sein wird, daß die Jugend spielend alle Schlüsselpositionen besetzen wird. Dann würde das Schicksal eines Erdteils in jugendlichen Händen liegen. Jugend ist begeisterungsfähig, aber auch verzweiflungsfähig; Jugend ist nicht zuverlässig, weil sie biologisch und charakterlich noch nicht reif ist. Wenn wir erreichen wollen, daß die biologisch tragende Schicht auch Führungsschicht bleibt, so muß intensiv der Sektor Erwachsenenbildung angefaßt werden.

Aber sonst ist Schule weitgehend als Missionsmittel verloren. Ich erinnere mich, im Jahre 1954 bei einer Reise durch Ostafrika haben mir verschiedene Bischöfe gesagt: die Tage der Schulmission sind gezählt. Wir müssen umschalten, und sie versuchten umzuschalten auf den Sektor Krankenpflege. Auch dieser Sektor als Basis der Missionsarbeit hatte eine verhältnismäßig kurze Lebensdauer. Es wird jetzt auch von anderer Seite machtvoll am Gesundheitsdienst gearbeitet, und wir müssen uns über das eine auch klar sein: Zu rasche Hebung des Gesundheitsdienstes ist eine fragliche Sache. Wenn wir nicht nachkommen mit dem Bildungsstandard, mit dem Sinn für ökonomische Planung und ähnlichen Dingen, dann werden diese Völker, einseitig hygienisch betreut, zu rasch wachsen, und wir haben statt Hunger zu beseitigen, Hunger geschaffen. Wir können also

nicht einfach diesen Sektor unbeschränkt ausbauen und zur Demonstration der christlichen Liebe machen, wenigstens nicht so, daß darauf wesentlich die Missionsarbeit ruht.

Jetzt kommt die Versuchung, das dämmert natürlich auch in Missionskreisen, auf das Mittel umzuschalten, was sich am deutlichsten anbietet, auf Entwicklungshilfe. Kein Wort gegen Entwicklungshilfe, sie ist bitter notwendig und einfach eine Pflicht; aber wenn die Mission sie als Basis ihrer missionarischen Sendung nimmt, dann wird sie einmal sehr bald, wenn das Entwicklungszeitalter seine Aktualität verloren hat, wieder in Verlegenheit sein, umzuschalten auf neue Methoden, auch zeichnet sich jetzt schon ab, daß über die Entwicklungshilfe, dort wo die Mission sie stark in die Hand nimmt, die Mission ein wirtschaftliches und soziales Gewicht bekommt, das die Eifersucht der einheimischen Regierungen weckt. Sogar in Gebieten, in denen wir katholische Regierungen haben, hat sich das schon geäußert. Katholische Staatschefs haben schon den Bischöfen gesagt: „Wir verbitten uns, daß ihr ein so starkes soziales und wirtschaftliches Gewicht bekommt, bleibt bei eurer Sendung.“ Ich habe deshalb — ich führe selber eine ganze Reihe größerer Entwicklungsobjekte durch — immer darauf geachtet, daß nicht die Diözese als Träger auftrat, sondern habe dem Bischof gesagt: „Gründe eine juristische Trägerschaft, die nicht identisch ist mit der Kirche, in der du aber Mitglied sein kannst.“ Beim Staudamm am Bam-See z. B. habe ich eine Mutuel gegründet, in der der Bezirkskommissar und ein paar Lehrer und auch der Bischof Mitglied sind; der Bischof ist federführend, aber dieser Mutuel ist Träger. Die Regierung von Obervolta hat mir das sehr hoch angerechnet, und seitdem geht es in einer wirklich harmonischen Zusammenarbeit weiter. Hier können sich noch sehr delikate Probleme entwickeln, wenn die Kirche nicht sehr taktvoll vorgeht, wo sie sich der Entwicklungshilfe annimmt, und wenn die Kirche nicht darauf achtet, daß die Entwicklungshilfe nicht die tragende Basis ihrer Missionsarbeit sein darf.

Ein Rezept, wie man jetzt im Großen neue Methoden finden kann, kann ich nicht geben. Aber gerade diese Unsicherheit ist eine der großen Lasten, die der heutige Missionar trägt. Bei der eigentlichen Aufgabe der Mission, das katastrophal wachsende seelische Vakuum zu füllen, kann sie es sich ja eigentlich gar nicht leisten, Personal abzuzweigen für Entwicklungsaufgaben. Aber umgekehrt, wenn es uns gelingen sollte, soviel Personal und soviel Missionsgelder aufzubringen und soviel Gnade vom Herrgott zu erbeten, daß wir ein Großapostolat entfalten könnten, um das seelische Vakuum zu füllen, dann könnten wir, aber tatsächlich nur dann, die Entwicklungshilfe dem Staat und der Wirtschaft überlassen. Ob das geht, weiß ich nicht.

Die großen Gefahren sind: Der Kommunismus aus dem Osten, der Laizismus aus dem Westen, die Unsittlichkeit des Westens, der praktische Materialismus des Westens, der hier die Führungsschicht ankränkelt, die bei uns ausgebildet wird, und der unten verheerend wirkt durch das weiße Personal, was in den verschiedensten Aufgaben hinunter kommt. Es ist die Mission auf der einen Seite leichter geworden durch die modernen Verkehrsmittel, die nicht nur Möglichkeiten geben, rasch irgendwo zu sein, sondern die auch die Isolierung des Missionars aufgelockert haben; durch die moderne Medizin, die die rasche Sterblichkeit unter den Missionaren bezwungen hat, und dann durch die allgemeine Kenntnis von Sprache, Religion und Kultur, was man alles angesammelt hat an Studium und Kenntnissen. Sie ist schwerer geworden durch den riesigen ideologischen Kampf und durch das Tempo, das uns einfach aufgezwungen wird. Wenn der Herrgott seine Gnaden der neuen Aufgabenstellung anpaßt, dann haben wir keinen Grund, pessimistisch zu sein, dann werden wir diese Aufgabe des modernen Apostolates meistern, und aus den modernen Problemen kann etwas Neues, Größeres entstehen.